

Wolfgang David



Historischer Roman

DER BLEICHE TOD
DER SARAZENEN

SALON *Literatur*VERLAG

WOLFGANG DAVID

Der bleiche Tod der Sarazenen

Historischer Roman

SALON *Literatur*VERLAG

ISBN 978-3-939321-41-5

Der Schriftsteller Wolfgang David:

Geboren 1948. Studium der Kulturwissenschaften und Soziologie, danach Forschungsstudium mit Promotion. Anschließend Lehrtätigkeit an Hochschulen in Berlin, Bratislava und Dresden. Zwischendurch Museumsdirektor.

Freier Autor: Roman, Kulturpublizistik. 1995 bis 2003 stellv. Vorsitzender des Sächsischen Literaturrates.

Veröffentlichungen:

Bendgens Frauen oder Prüfungen ohne Testat. Roman. Halle/S., 1980, 3. Aufl. 1988;

Hund unterm Tisch? Essay zur Literaturkritik. Halle/S. 1985, (Förderpreis des Literaturinstitutes Leipzig);

Furcht vor Amseln. Hörspiel. U: 1983;

Brennaburg. Historischer Roman. Berlin 1991;

Taschenbuchausgaben (Bergisch Gladbach 1995 und 1997);

Seit 1991 hunderte Sachbuch- und Veranstaltungsrezensionen in der Tagespresse.

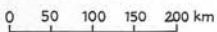
Kaiser Otto II., Sohn und Nachfolger Ottos des Großen, hat ein Imperium geerbt, doch noch keine eigenen Eroberungen gemacht. Nur ein Gegner ist geblieben, den sein berühmter Vater nicht für ihn besiegt hat: die Sarazenen auf Sizilien. Mit der größten Streitmacht, die das Reich je gesehen hat, beschließt Otto, diesen Gegner aus Europa zu vertreiben.

Theophanu, seine Ehefrau, warnt ihn. Das Schlachtfeld liegt gut 1000 Meilen entfernt, somit bliebe dem Emir genug Zeit, einem Entscheidungskampf auszuweichen. Es sei denn, es gelänge, ihn durch einen Bluff aus der Reserve zu locken. Doch der junge Kaiser lässt sich nicht beirren...

Die Geschichte eines „Kreuzzugs vor dem Kreuzzug“ gehört zu den wenig beschriebenen Kapiteln deutscher und europäischer Geschichte. Dabei markiert sie einen wichtigen Schnittpunkt im Verhältnis zwischen Morgenland und Abendland.

Packend und detailreich erzählt.

Das ottonisch-salische Großreich von der Mitte des 10. Jh. bis 1034



INHALTSVERZEICHNIS

ERSTER TEIL	9
ZWEITER TEIL	113
DRITTER TEIL	330
EPILOG	442
GLOSSAR	451

die blutleeren Lippen kräuselnd, mit gefesselten Händen am Wegrand knieten. Wenn dies kein Traum war, was war es dann?

„Unsere Zeit erlaubt es nicht, euch auch noch zu martern“, vernahm er wie von fern. „Hoffen wir, dass dies euren Ruhm nicht schmälert.“

Auf ein Kommando des Slawen hin stürzten sich einige seiner Leute auf Hoger. Jemand hieb ihm den Knauf eines Kurzschwertes gegen die Schläfe. Sein Körper erschlaffte. Geschwind schlangen ihm zwei der Männer ein Lederseil um den Hals, wickelten sich die Enden um die Hand und sprangen auseinander. Hogers Füße scharrtten, seine Finger bewegten sich wie rasend.

Der Bischof drehte sich weg. Ihn fror, er hatte Hunger und es widerstrebte ihm, diese Empfindungen mit in den Tod zu nehmen. Doch auch nach Auflehnung war ihm nicht zumute. Die linke Hand auf den Mähnenkamm gestützt, löste er den rechten Fuß aus dem Steigbügel, hielt aber noch einmal inne.

„Wie heißt du, Jüngling? Zu welchem Stamm gehörst du? Bist du getauft?“

Einen Augenblick schien es, als wollte der Slawe antworten, dann machte er eine Gebärde, als verscheuche er etwas.

„Steig ab! Wir haben es eilig.“

•••••

II.

Ende Mai neunhundertachtzig zog der Hof Otto II. vom oberlothringischen Margut-sur-Chiers nach Aachen:

eine in Staubschleier gehüllte Schar von einigen hundert Kapellänen, Kriegern, Türhütern, Köchen, Ärzten, Hundewärtern, Falknern, Jägern, Meldereitern, Rossknechten und Handwerkern, aus der heraus es fortwährend hustete und nieste. Der letzte Regen war vor zwei Wochen gefallen; seither schien von früh bis spät die Sonne.

Wegen des Zustandes der Kaiserin, die Niederkunft wurde Anfang Juli erwartet, legte man am Tag nicht mehr als fünfzehn Meilen zurück. Theophanu ruhte in einer Art Sänfte, die auf den Rücken eines Zelters geschnallt war. Sie schien weder Schmerzen noch Übelkeit zu empfinden, auch nicht unter der Hitze zu leiden. Die Hände über dem gewölbten Bauch verschränkt, besah sie sich die Landschaft. Winkten ihr die Leute auf den Feldern zu, winkte sie zurück.

Außer Hereswind, der Hebamme, hielten sich vier Leibwächter bei ihr auf. Sollte das Tier durch irgendetwas in Panik versetzt werden, würden sie blitzschnell nach den Holmen der Trage greifen und die Verschnürung durchtrennen. Obgleich sie kein lautes Wort sprachen, sich nicht einmal zu schnäuzen wagten, ließ die Hebamme sie nicht aus den Augen. Tauchte der Kaiser auf, zischelte sie missbilligend. Sie durfte sich das erlauben, hatte sie ihm doch vor fünfundzwanzig Jahren ebenfalls auf die Welt verholffen.

Als sie die Pfalz erreichten, ging es auf den Abend zu. Die kleine Gruppe derer, die innerhalb der Ummauerung wohnen würden, sonderte sich von den anderen ab. Von der Palastgarde durch rhythmisches Schlagen gegen die Schilde empfangen, passierte sie das Torhaus. Der

Lärm weckte die Tauben, die sich auf den Dächern zum Schlafen niedergelassen hatten. Fackelträger und Pferdehalter mischten sich unter die Ankömmlinge, Mägde, den scheuenden Gäulen ausweichend, reichten Beerenwein. Über den Duft blühender Linden legte sich der stumpfe Geruch des aufgewirbelten Staubes.

Theophanus Begleiter umringten den Zelter, lösten den Gurt der Sänfte und hoben sie an. Von Gesinde umschwirrt, das ihnen gestikulierend den Weg bahnte, trugen sie die Kaiserin zu deren Unterkunft.

Noch bevor sie seinen Blicken entschwunden war, gab Otto den Leibwächtern ein Zeichen, ihn aus der Menge herauszulösen. An der Ostseite des Palastes erwarteten ihn Immat, der Pfalzgraf, und eine Handvoll Bedienstete. Immat verneigte sich, ergriff den Zügel und schaute ihn fragend an.

„Ein Bett“, sagte der Kaiser, während sich jemand an seinem Fuß zu schaffen machte. „Kein Bad, keine Gesellschaft – nur ein Bett.“

Sechs sei er gewesen, hieß es, als er König wurde, doch wusste er nichts mehr davon. Zwar erinnerte er sich, dass ihm die Ohren von diesem Wort geklungen hatten, nicht aber an das Königerwerden selbst. Vielleicht, weil das, was er sich erhofft hatte, von dem, was dann geschah, völlig verschieden gewesen war.

Wenig später die erste Urkunde. Wieder hatten sie ihm eingeredet, dass das, was er tun sollte, etwas Besonderes sei, wieder war er enttäuscht worden. Auf einen Stuhl hatten sie ihn gesetzt, ihm eine Feder in die Hand gedrückt

und befohlen, auf ein Pergament ein winziges Häkchen zu malen.

Lange Zeit war es dabei geblieben. Er hatte geschenkt, was ihm nicht gehörte, bestätigt, wovon er keinerlei Vorstellung besaß, unter seinen Schutz gestellt, was ihm zutiefst gleichgültig war. Er war umschmeichelt und mit Dank überhäuft worden und hatte sich daran gewöhnt, dass dies so sein musste.

Das war die Kindheit gewesen.

Es kam jedoch der Tag, da es ihn verdross. Mit zwölf hatte er einen Reichstag abhalten und sich kurz darauf Kaiser nennen dürfen; eine Kanzlei bewilligte ihm der Vater nicht. Er wusste, dass ihn die Großen belächelten, und sie wussten, dass er es wusste. Das Kaiserlein hieß er bei ihnen. Traten sie vor ihn hin, schauten sie an ihm vorbei, so, als stünde jemand hinter ihm. Auch die junge Griechin, mit der man ihn verheiratete, als er siebzehn war, hatte ihn auf diese Weise angeblickt. Besessen, richtig besessen hatte er sie erst, als aus dem Spiel Ernst geworden war.

Dazwischen war die Zeit in Italien gewesen. Sie hatte ihn Geduld gelehrt. Töricht, dem Vater vorzuhalten, dass es sein eigen Fleisch und Blut war, das er von der Macht fernhielt. Zwei Brüder und ein Sohn hatten sich gegen ihn empört; das vergaß er nicht. Besser war es, an dieser Wunde nicht zu rühren; vielleicht vernarbte sie dann.

Und dann war es auf einmal ganz schnell gegangen. Seltsam, dass er davon überrascht wurde; schließlich war der Vater nicht mehr der Jüngste gewesen. Zwei Söhne und zwei Brüder waren vor ihm gestorben, alle in der Blüte ihrer Jahre; um die alten Kampfgefährten machte

der Tod ebenfalls keinen Bogen. Als es im Mai vor sieben Jahren auch den geliebtesten Mitkaiser traf, wie sich der Vater in ihren gemeinsamen Urkunden zuweilen nennen ließ, erfasste ihn dennoch Hilflosigkeit. Kam die Macht nicht zu früh für ihn?

Schon tags darauf war diese Anwandlung jedoch verflogen. Seine Trauer fiel würdig und maßvoll aus: ein junger Herrscher, der seinen Schmerz tapfer in sich verschloss. Ein einziges Mal verrutschte die Maske. Seine erste Schenkung galt einem Mann, von dem jeder wusste, dass er nicht zu den Günstlingen des Verstorbenen gezählt hatte.

Er lief zum Fenster, spähte durch die Ritzen des Ladens. Am blassen, wolkenlosen Morgenhimmel stand noch der Mond. Aus den Schwalbennestern unter der Dachkante ertönte das fordernde Piepsen der Jungen.

Ohne selbst gesehen zu werden, hatte er fast den ganzen Hof im Blick. Unterm Tragholz schwankend schleppten Jungen Wasser in die Küche. Andere balancierten Stapel mit Brennholz. Knechte schütteten die Abfälle des Vortags in Bottiche, luden diese auf Karren und verließen damit die Pfalz. Am Brunnen wuschen Mägde Geschirr. Reglos lehnten die Posten an den Wänden der Gebäude. Ob sie Wache hielten oder dösten, war nicht zu erkennen.

Wie immer, wenn er den Leuten zusah, ärgerte er sich. Träge wirkten sie, widerwillig schienen sie ihre Arbeit zu verrichten. Das, obwohl sie damit rechnen mussten, dass er sie beobachtete. Wie mochte es erst andernorts sein?

Kein Wunder, dass es nicht voranging.

Bevor er hinaustrat, verharrte er. Klirren, Pfiffe, gedämpfte Rufe. Einer der Wasserträger kreuzte seinen Weg, stutzte und machte einen Satz, der ihn um ein Haar zu Fall gebracht hätte. „Gemach, Freund, gemach!“, beruhigte er ihn; da waren die Eimer schon zur Hälfte leer.

Vor dem Münster bog er nach links, Richtung Badehaus. Das Becken war wie stets um diese Stunde von Katzen gesäumt, die entweder an den Ausdünstungen der Quelle Gefallen fanden oder vor den Hunden Schutz suchten. Auf der Oberfläche trieben zahllose Insekten. Er zog sich aus, kauerte nieder und schaufelte, um sie fortzuschwemmen, einige Hände Wasser von sich. Stieg hinein.

Den Kopf an den Rand gelehnt, dehnte er die Glieder. Wie selten fand sich dafür Zeit. Als Knabe hatte er zuweilen hier gelegen, vor allem aber in jenem Sommer, der auf die Thronbesteigung gefolgt war. Wenige Monate später war es damit vorbei gewesen. Zuerst hatten die Dänen rebelliert, danach, im Bündnis mit Polen und Böhmen, die bayrischen Verwandten. Etliche Jahre hielten sie ihn in Atem. Auch Vetter Lothar, der sich, obgleich er über ein geradezu lächerlich kleines Stück Frankreich herrschte, König nannte, ließ es nicht ruhen. Um die Herausgabe Lothringens zu erzwingen, versuchte er, sich des in Aachen weilenden Kaiserpaares zu bemächtigen. Das misslang, ein Vergeltungsfeldzug brachte ihn wieder zur Vernunft. In Margut hatte er seinen Ansprüchen abgeschworen.

Ein Erfolg, zweifellos, doch genügte es nicht zurückzubeißen. Respektiert wurde nur, wer bewies, dass er den Streit um seiner selbst willen liebte. Den Beweis war er

bislang schuldig geblieben. Die Größe des Reiches ließ diesen Makel noch deutlicher hervortreten. Mit den tributpflichtigen Slawengebieten erstreckte es sich von der Schelde- zur Odermündung, von Eider und Schlei bis über den Tiber hinaus, grenzte an Burgund im Westen und Ungarn im Osten. Unglücklicherweise hatte nicht eine einzige Scholle davon er erobert. Und nicht bloß Krone und Besitz waren ihm zugefallen, auch seine Feinde. Ob Dänen, Polen, Böhmen, Westfranken oder die Aufsässigen daheim, stets hatte er Kriege geführt, die von Otto dem Großen schon einmal geführt worden waren.

Dass dieser Zustand ein Ende haben musste, lag auf der Hand. Doch nicht alle dachten so. Namentlich den Älteren unter den Großen schien er ganz recht zu sein. An jedem seiner Pläne fanden sie etwas auszusetzen, taten, als sei seine Regentschaft bislang nur darum keine Abfolge von Jugendstreichern gewesen, weil sie das Schlimmste verhindert hatten.

Irgendwo, hatte er gehört, sollte es ein Reich geben, in dem bei jedem Thronwechsel reiner Tisch gemacht wurde. Alle Diener des Vorgängers, vom Berater bis zum Trossknecht, bekamen einen Monat Zeit, das Land zu verlassen. Wer blieb – starb. Fortan war der neue König ausschließlich von Leuten umgeben, die ihn, ohne durch überflüssige Erinnerungen abgelenkt zu werden, aufrichtig verehrten. Niemand mehr, der ihm Reiten gelehrt oder die Magd, die er erobert zu haben glaubte, im Auftrag des Vaters zugeführt hatte.

Eine herzerwärmende Vorstellung.

Als die Glocke der Pfalzkapelle zur Prim rief, machte er sich auf den Rückweg. Diesmal bemerkte man ihn rechtzeitig. Die Wachen strafften sich, alle übrigen beugten sich über ihre Arbeit. Ein paar Mägde, die gerade die Nachtgeschirre der Gäste zu den dafür bestimmten Fässern trugen, blieben stehen. Seines war nicht darunter; es wurde an einem geheimen Ort geleert. Diese Verfügung, sie ging noch auf den Vater zurück, sollte verhindern, dass sich jemand rühmen konnte, seine Exkreme hätten sich mit denen des Kaisers vermischt...

Otpert erwartete ihn vor einem Giebelschrank und reichte ihm die Teile des Ornats. Dalmatika, Albe und Stola kamen aus einer Mailänder Werkstatt, die mit Edelsteinen besetzten Schlupfschuhe aus Konstantinopel. Auf Purpurmantel und Handschuhe verzichtete er, nicht des warmen Wetters wegen, sondern weil sie bedeutsameren Anlässen vorbehalten waren.

Noch während er sich umkleidete, schickte er den Alten hinaus. Vor einem Spiegel aus polierter Bronze begann er, seine Miene in den Zustand zu versetzen, in dem er sie zu zeigen wünschte. Kaum hatte er sich für einen Ausdruck entschieden, erschien auch schon die Palastgarde, um ihn zur Messe abzuholen. Durch den Säulengang, der Königshalle und Kapelle verband, geleiteten ihn die Männer zu seinem Thron an der Westseite der Empore. Dort angelangt, nickte er den Versammelten zu. Vergebens mühte er sich, Gesichter zu unterscheiden. In dem spärlichen Licht, das durch die Transennen aus dünngeschliffenem Alabaster drang, waren nur helle Flecke zu erkennen.

Während er tat, als ob er dem Gottesdienst folgte, dachte er an die bevorstehende Zusammenkunft. Seitdem der Vater und er Italien den Rücken gekehrt hatten, waren acht Jahren verstrichen; höchste Zeit, sich in Erinnerung zu bringen. Einem Bericht seines Statthalters zufolge hatte die byzantinische Partei des römischen Adels Papst Benedikt VII. aus der Stadt vertrieben. Allein die Gegenwart des Kaisers konnte die Ordnung wieder herstellen.

Dabei würde er es jedoch nicht bewenden lassen. Nicht an der Südgrenze Reichsitaliens würde er Halt machen, sondern dort, wo sich die Halbinsel im Meer verlor. Es war die Gegend, in der der Vater dem hochmütigen Byzanz die Anerkennung seines jungen Kaisertums abgerungen hatte – besiegelt durch die Heirat des Sohnes mit einer Verwandten des Basileus. Was noch strittig war zwischen ihnen, blieb es auch danach, doch einigte man sich, deswegen nicht länger Krieg zu führen.

Die Übereinkunft hielt, Frieden herrschte indes nicht. Seitdem die Sarazenen von Sizilien aus das Festland angriffen, kam der Süden nicht mehr zur Ruhe. Raubzüge führten sie nach Apulien, sogar Kampanien; in Kalabrien besaßen sie längst Stützpunkte. An ihrer Absicht bestand kein Zweifel: die Eroberung ganz Italiens. Die Einwohner, durch die Härte der oströmischen Steuerbüttel dem Mutterland entfremdet, duckten sich unter der arabischen Geißel. Ohnmächtig musste das von inneren Konflikten geschwächte, in Kämpfe mit den Bulgaren verstrickte Byzanz mit ansehen, wie ihm seine Provinzen entglitten.

Der Sperrriegel, den die kaisertreuen langobardischen Fürstentümer gegenüber Unteritalien bildeten, hatte bis-

her widerstanden. Wie lange noch? Konnte man ihm da verübeln, dass er seinen Verbündeten zu Hilfe kam? Oder sollten erst wieder heidnische Horden Rom plündern? Wenn Konstantinopel duldete, dass die Araber Europa bedrohten, durfte sein Eingreifen dann nicht Notwehr genannt werden? War es etwa nicht kaiserliche Pflicht, die Christenheit zu schützen? Dann musste man ihm aber auch zubilligen, dem Feind möglichst früh, also auf byzantinischem Gebiet, entgegenzutreten.

Selbstverständlich würden die Griechen argwöhnen, dass er, einmal im Land, nicht mehr gehen würde, und selbstverständlich hatten sie Recht. Kaiser war er, solange er Rom besaß, und Roms konnte er nur sicher sein, wenn er ganz Italien beherrschte. Sie wussten das, hatten sich daher ihrer Ansprüche auf die Stadt nie begeben. Für zwei Kaiser war auf der Halbinsel kein Platz... Als „Der bleiche Tod der Sarazenen“ hatte sich einer ihrer Herrscher einst preisen lassen. Auch diesen Titel würde er, Otto, ihnen streitig machen.

.....

Seitdem er sich entschieden hatte, überlegte er, wie sich die Einwände, die es geben würde, zum Schweigen bringen ließen. Die Ermordung des Brandenburger Bischofs hatte diese Aufgabe nicht erleichtert. Zwar würde Markgraf Dietrich beteuern, dass er mit solchen Vorfällen allein fertig werde. Darauf war jedoch kein Verlass. Noch jeder Zwist mit den Slawen hatte sich ausgeweitet und das Eingreifen des Kaisers erfordert. Man würde deshalb verlangen, er solle, statt in der Fremde, erst vor der eigenen Tür für Ruhe sorgen.

„Immer zu Diensten, Herr“, erwiderte Kalonymus, sich ebenfalls erhebend. Mit der Linken öffnete er den Eingang, die Rechte legte er auf die Brust.

.....

XV.

Blut, das einer geplatzten Braue entströmt war, hatte das rechte Auge des Mannes verschlossen, den Bart gestreift und die Vorderseite seines Untergewandes getränkt. Die linke Wange war geschwollen, ein Ohrläppchen eingerissen. Das zweite Auge hatte sich entzündet, so dass es im spärlichen Licht des Wachzeltes fast schwarz wirkte. Obwohl er nur noch flüstern konnte, war er, weil er nicht sofort vorgelassen wurde, beinahe handgreiflich geworden.

Die Nachricht, die er überbracht hatte, wog schwer genug, um den Emir aus den Armen einer seiner Beischläferinnen zu reißen. Doch Abu'l-Qasim betete. Noch vor dem Feldzug hatte er sich an den Rat des Propheten erinnert, das letzte Gebet des Tages bis Mitternacht aufzuschieben; die Zeit, die man bis dahin wache, werde einem angerechnet werden. Unterbrach man ihn nun, würde er von vorn beginnen müssen. Das war misslich, denn in wenigen Stunden wollte er geweckt werden.

Der Diensthabende der Leibwache sah auf die mit Dornen gespickten Füße des Boten. Entschied er richtig? Als er durch das Fenster des Gebetszeltes gespäht hatte, war der Emir noch nicht einmal mit der ersten Rak'a zu Ende gewesen; gerade hatte er zur hundertzwölften Sure angesetzt. Der Bote würde sich also gedulden müssen. Er

lag wie tot auf dem Boden ausgestreckt, kaum, dass sich seine Schultern beim Atmen hoben. Was, wenn er starb, bevor ihn Abu'l-Qasim angehört hatte? Dann würde er, Merwan, dafür gerade stehen müssen.

Er ging erneut hinaus. Ein Esel schrie zum sternenübersäten Himmel empor, andere taten es ihm nach. Auf dem Weg zum Gebetszelt bemühte sich Merwan, seine Gesichtszüge so zu ordnen, dass jedem, der ihn sah, klar wurde, es musste sich etwas ereignet haben. Als die Posten vor ihm auftauchten, legte er den Zeigefinger an die Lippen. Er trat an den Eingang, äugte durch den Spalt.

Sein Blick fiel zuerst auf Abu'l-Qasim, der, da er mit dem Sohn betete, die Rolle des Imam übernommen hatte. Er hatte soeben den Tasmi gesprochen – „Gott hört die, die ihn preisen!“ –, worauf Gabir, der die Gemeinde repräsentierte, mit „Gepriesen seist du, o Herr!“ antwortete. Beide würden jetzt auf die Knie sinken und zuerst mit der Nase, danach der Stirn den Boden berühren.

Mit einer entschlossenen Bewegung erweiterte Merwan den Spalt, steckte den Kopf hindurch und setzte die Miene auf, die er draußen probiert hatte. Jemand, der Abu'l-Qasim nicht kannte, hätte unmöglich sagen können, ob dieser etwas bemerkt hatte. Ein winziges Auf und Nieder der Lider, das war alles. Merwan genügte es. Der Emir hatte ihn gesehen und konnte, falls er es für angebracht hielt, sein Gebet verkürzen.

Als dieser wenig später ins Wachzelt trat, schien es Merwan dennoch geraten, sich vor ihm niederzuwerfen. „Vergib, Herr!“, rief er, wobei er offenließ, wofür er Vergebung beanspruchte: dafür, dass er ihn gestört oder

es nicht schon früher getan hatte. Der Emir beachtete ihn nicht. Ungläubig beobachtete Merwan, wie er auf den Liegenden zueilte und ihn eigenhändig aufrichtete. Unterdessen kehrte Gabir, nachdem er nur kurz hineingeschaut hatte, mit einem Diener zurück, der dem Erschöpften verdünnten Wein einzuflößen begann. Dessen Haut rötete sich, immer schneller bewegte sich sein Kehlkopf, er umfing das Gefäß und riss es an sich. Bald vermochte er sogar, selbstständig zu sitzen.

Nachdem er sich satt getrunken hatte, rülpste er einmal, sah sich um und schüttelte sich hierauf wie ein von Flöhen gepeinigter Hund. Merwan starrte ihn an. Niemand, selbst die Statthalter der Provinzen nicht, hätte es gewagt, sich in Gegenwart des Emirs so aufzuführen wie dieser abgerissene Bursche.

„Kannst du sprechen?“, fragte Abu 'l-Qasim, ihn nicht aus den Augen lassend.

„Ich kann, Herr“, sagte der andere mit schwacher, aber klarer Stimme. „Und womit fange ich an? Am besten mit dem Ende“, antwortete er sich selbst. „Denn als wir zur Besinnung kamen, war es schon vorbei. Einige – Gott erbarme sich ihrer! – sind tot, etliche verwundet, dieser und jener könnte in Gefangenschaft geraten sein. Die meisten jedoch haben Pferd und Waffen eingebüßt und irren irgendwo umher. Dabei hatten wir es so gut eingefädelt.“

Er ergriff das Gefäß, das der Sklave zurückgelassen hatte, trank einen Schluck und wischte sich mit dem Ärmel seines Qamis über den Mund.

„Seitdem die Franken – Gott stürze sie ins Unglück! –

Tarent verlassen hatten, wichen wir ihnen nicht mehr von der Seite“, redete er munterer werdend weiter. „Als Bettler oder Händler getarnt, gingen unsere Leute in ihrem Lager ein und aus, so dass wir über ihre Gewohnheiten ausgezeichnet unterrichtet waren. Da sich ihre Kundschafter ängstlich in der Nähe der Küste hielten, unternahmen wir alles, um sie auf uns aufmerksam zu machen. Bald stand fest, dass sie uns entdeckt hatten. Am anderen Ufer des Crati schlugen sie ein Lager auf, das sie nach Art der Rhomäer – Gott möge ihnen nicht gnädig sein! – mit Graben, Wall und Palisade umgaben. Wir schlossen daraus, dass sie verwirrt waren und, bevor sie weiterzogen, die Gegend gründlich aufklären wollten. Wir frohlockten! Glichen sie nicht einem dicken Käfer, der, sobald er auf ein winziges Hindernis stößt, zusammenzuckt, verharrt und nach allen Richtungen seine Fühler ausstreckt? Da wir sicher waren, dass sie angebissen hatten, ließen wir euch ausrichten, dass es Zeit sei, zu uns zu stoßen.“

Er hielt inne, tastete nach seinem rechten Auge und begann, das verkrustete Blut zu entfernen.

„Und dann ging alles ganz schnell. Obwohl wir nicht mit einem Nachtangriff gerechnet hatten, war verfügt worden, dass jeder Mann innerhalb der Burg nächtigen sollte. Wir hatten ringsherum Wachen aufgestellt und bis zur Küste hinunter Späher postiert. Doch zwei Tage nach der Ankunft der Franken, Mitternacht war vorüber und der Mond gerade untergegangen, regnete es auf einmal Feuer vom Himmel.“

„Feuer?“, unterbrach ihn der Emir. „Was für Feuer?“

„Brandpfeile, Gebieter.“

„Dann sprich nicht in Rätseln!“

„Wie du befehlst, Herr. Aber du hast sie nicht gesehen. Es müssen Tausende gewesen sein, und ständig kamen neue. Der Himmel spie Blitze. Sie schlugen mit einer Wucht auf, als seien sie aus Erz. Ich sah, wie es einen Mann an die Erde nagelte. Einem anderen heftete ein Pfeil den Schild an den Rücken. Die wenigen, die kühles Blut bewahrt hatten, taten sich zusammen und stürmten hinaus. Aber da war niemand. Überall werde gekämpft, rief man sich zu. Doch wie hätte man in dieser Finsternis zwischen dem Feind und den eigenen Leute unterscheiden können? Etliche der Unseren dürften in einen Hinterhalt geraten sein; die meisten liefen einfach auseinander. Als ich erkannte, dass nichts mehr zu retten war, gedachte ich meines Auftrags und schlug mich zu meinem Versteck durch. Am Morgen brach ich auf. Ein Pferd ritt ich zuschanden; ob das zweite noch einmal hochkommt, wisst ihr besser als ich.“

Gabirs junges Gesicht war fahl geworden. Wie bei einem Kind spiegelten sich auf seiner Miene noch immer die Empfindungen wider, mit denen er dem Bericht gelauscht hatte. Die herabgezogenen Mundwinkel drückten Verbitterung aus, die vorgeschobene Unterlippe Geringschätzung, die weitgeöffneten Augen Entsetzen. Das Gesicht des Emirs hingegen wirkte völlig leer. Die Finger hatte er in den eckigen Ausschnitt seines Obergewandes gehakt, die Daumen waren unnatürlich abgespreizt.

„Wie erklärst du dir, dass eure Spione keinen Verdacht schöpften?“, fragte er.

„Man wird sie getäuscht haben“, entgegnete der Bote. „Nehmen wir an, dass die Bogenschützen unter dem Vorwand, Nahrungsmittel zu beschaffen, Richtung Westen aufgebrochen sind, uns umgangen haben und sich, sowie es dunkelte, wieder nach Osten wandten. So hätte ich es gemacht.“

Gabir schaute zum Vater. Nachdem ihm dieser zuge nickt hatte, sagte er:

„Obwohl die Franken nicht zielen konnten, scheinen die meisten Pfeile innerhalb der Festung gelandet zu sein, wo sie deinem Eindruck zufolge fast senkrecht vom Himmel kamen. Demnach müssen sie in eurer Nähe abgeschossen worden sein.“

„Zweifellos, junger Herr. Der Feind muss am Fuß des Steilhanges gestanden haben, der Rossano im Südwesten begrenzt. Dafür spricht, dass er die Geschosse unbemerkt entzünden konnte. Ein geübter Schütze, der weiß, dass die Festungsmauer wenige Schritte von der Erhebung entfernt beginnt, vermag auch nachts so zu schießen, dass die Pfeile innerhalb der Burg niedergehen.“

„Standen dort keine Wachen?“

Man sah, dass der Bote mit sich rang.

„Nein“, sagte er. „Wer rechnete auch damit, dass sie gerade an dieser Seite –“

Ein gereizter Schnaufer des Emirs ließ ihn verstummen.

Merwan wurde unbehaglich zumute. Abu'l-Qasim war nicht der Mann, der die Überbringer schlechter Nachrichten köpfen ließ, pflegte seinen Ärger aber auch nicht zu verschließen. Von einer Niederlage hören zu müssen – einer derart gründlichen zumal –, war nicht das,

womit er gerechnet hatte, als er im Gebet unterbrochen worden war. Wehe denen, die in den kommenden Tagen sein Missfallen erregten!

„Verstand ich recht?“, erkundigte sich Abu'l-Qasim. „Du fandest, dass die Pfeile mit großer Wucht herabfielen?“

Der andere nickte. „Das Geräusch, das sie verursachten, war ungewöhnlich laut.“

„Wie hoch erhebt sich die Burg über die Stelle, von der aus vermutlich geschossen wurde?“

„Vierzig Schritt – mindestens.“

„Vierzig“, wiederholte der Emir hörbar atmend. „Dennoch schien dir, dass sie aufschlugen – wie drücktest du dich aus?“

„Als seien sie aus Erz.“

„Woran könnte das deiner Ansicht nach gelegen haben?“

Der Bote zögerte.

„Sie könnten schwerer gewesen sein, als es Pfeile üblicherweise sind.“

„Oder aus sehr großer Höhe gekommen sein.“

„Ja.“

Der Emir war wie verwandelt.

„Wir leben für Gott und werden zu ihm zurückkehren!“, rief er die Arme ausbreitend. „Was ist schon geschehen? Männer, die gewöhnt waren, unbewaffnete Bauern zu berauben, trafen auf einen Feind, der mit allen Wassern gewaschen ist. Doch sie fielen nicht umsonst“, fuhr er, an Gabir gewandt, fort. „Wir haben jetzt den Beweis, dass es sich bei den Waffen, von denen in der

Botschaft an den Katepan die Rede war, keineswegs um ein, wie ich argwöhnte, Hirngespinnst handelt. Es gibt sie, diese weittragenden Bögen. Wir wissen es, doch die Franken“, er dämpfte die Stimme, „wissen nicht, dass wir es wissen.“

„Dann lass uns angreifen!“, stieß Gabir hervor.

Der Vater schüttelte den Kopf.

„Nein, wir ziehen uns nach Crotone zurück. Sollen sie glauben, wir hätten es mit der Angst bekommen. Sie werden ihren Sieg auskosten wollen und uns nachsetzen. Dann bestimmen wir, wo ihre Gräber liegen werden.“

•••••

In ungeordneten Haufen, die sich auflösten und neu bildeten, ergoss sich das Heer über die Küstenebene. Hirtenhunde brachen aus den Ölbaumpflanzungen hervor, umsprangen kläffend die Gäule und stürmten, sowie sie die Peitsche gekostet hatten, wieder davon. Auch die beiden Schiffe verließen Rossano. Sie hatten einen Teil der Vorräte gelöscht und würden mit dem Rest das Heer begleiten. Das Geräusch des Ankerspills war bis an Land zu hören.

Der Vortrab erreichte die Straße und bog, vom Heer gefolgt, nach Osten. Beim Schwenk formierten sich die Männer zu Sechserreihen. Die ersten Kundschafter waren im Morgengrauen aufgebrochen; in regelmäßigen Abständen setzten sich weitere in Bewegung. Hatte der Strom der Meldungen einmal zu fließen begonnen, würde er nicht mehr abreißen.

Während jedermann guter Dinge war, ließ sich der Kaiser nur selten ein Lächeln entlocken. Traf ihn einer der

SALON *Literatur*VERLAG

1. Auflage 2012

Copyright 2012 by SALON *Literatur*VERLAG

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil
des Werkes darf in irgendeiner Form
ohne Genehmigung des Verlags
reproduziert, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

*Die Arbeit am vorliegenden Text wurde durch das Sächsische
Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst gefördert.*

Umschlagmotiv: Fa. LayIn, München

www.LayIn.de

Lektorat: Wolfgang Weinkauff, München

Druck: Gyomai Kner Druckerei Ag.

H-5500 Gyomaendröd, Kossuth u. 10-12

SALON *Literatur*VERLAG

Westner & Gschwendtberger GbR

80687 München

Willibaldstraße 6

www.SalonLiteraturVerlag.de

E-Mail: info@SALONLiteraturVERLAG.de

ISBN 978-3-939321-41-5